„Ben Hur“-Remake

Das Rennen verloren

Roland Emmerich kann sich freuen, dass er mit seinem zweiten Teil von „Independence Day“ doch nicht das Debakel dieses Hollywoodsommers abgeliefert hat. Sowohl künstlerisch als auch kommerziell wird der Schwabe deutlich vom kasachischen Regisseur Timur Bekmambetov („Wanted“) unterboten, dessen fast hundert Millionen Dollar teure Neuverfilmung von **Ben Hur** (Start: 1. September) nach einem desaströsen Startwochenende in den USA nun wohl auch den Rest der Welt unbeeindruckt lassen wird. Nicht dass irgendjemand eine Neufassung des Klassikers von 1959 herbeigesehnt hätte, aber Bekmambetov lässt selbst minimale Erwartungen unerfüllt – so hätte man angesichts der Actionerfahrung des Regisseurs zumindest auf spektakulären Krawall hoffen können. Doch selbst das legendäre Pferdewagenrennen erweist sich trotz 3-D-Technik als unübersichtliche und seltsam lahme Angelegenheit. Auch bleibt Hauptdarsteller Jack Huston als jüdischer Prinz und zeitweiliger Galeerensklave Judah Ben Hur trotz ausgefeilter Frisurentechnik so blass und uninteressant, dass man eher seinem römischen Erzfeind Messala (Toby Kebbell) den Sieg wünscht. Die gute Nachricht: Mit 120 Minuten ist das Remake mehr als anderthalb Stunden kürzer als das Original mit Charlton Heston. Das bedeutet, dass Ben Hur in dieser Version nie einen Fuß in die Stadt Rom setzt und schon nach einer halben Minute Training zum besten Pferdewagenlenker aller Zeiten wird – aber je schneller das Ganze vorbei ist, desto besser. Sehenswert ist allein der unfreiwillig komische Gastauftritt von Morgan Freeman als Rastafari-Scheich, der immer wieder so schaut, als könne er selbst nicht glauben, in was er da hineingeraten ist. das

Huston

Mauer-Bildband

Lückenloses Panorama

Was war die Mauer? Ein steinernes Dokument, wie der niederländische Schriftsteller Cees Nooteboom geschrieben hat. Oder Stalins Denkmal für Rosa Luxemburg, wie der Dramatiker Heiner Müller meinte. Die innerdeutsche Grenze war allerdings auch ein Provisorium aus gestapelten Hohlblocksteinen, verschlungenem Stacheldraht, windschiefen Wachtürmen und Zaunlatten, die wie betrunken in der Gegend herumstanden, wie es der Bildband „Inventarisierung der Macht“ zeigt, der im Verlag Hatje Cantz erschienen ist. Die Herausgeberin Annett Gröschner hat Mitte der Neunzigerjahre für das Prenzlauer Berg Museum gearbeitet. Als sie für ein Projekt über die geteilte Berliner Gleimstraße nach Bildern suchte, fand sie in einem Militärarchiv in Potsdam Negativfilme, die Grenzsoldaten aufgenommen hatten. Nach einem zweiten Fund im Bundesarchiv im Jahr 2012 hat sie zusammen mit dem Fotografen Arwed Messmer die Aufnahmen elektronisch zu einem Panorama montiert, das sich über mehr als tausend Seiten zieht und lückenlos die baumarkthafte Banalität der rund 160 Kilometer langen Grenze rund um Berlin dokumentiert. Dass sie trotzdem beinah unüberwindbar war, verleiht den Aufnahmen einen tiefer liegenden Schrecken. mke

Innerdeutsche Grenze in Berlin-Mitte 1966

BARCH-DVH 60 BILD-GR35-10-020 BIS 026, BARCH-DVH 60 BILD-GR35-09-069 BIS 073, O. ANGABE, REKONSTRUKTION UND INTERPRETATION ARWED MESSMER

PHILIPPE ANTONELLO / PARAMOUNT

Neues Frank-Ocean-Album

Gefühlsskizzen

Was lange braucht, wird selten gut, ist eine verlässliche Regel des Pop. Dass sie auch für **Blonde** gilt, das neue Album des Soulsängers Frank Ocean, 28, ist trotzdem eine Enttäuschung. Vor vier Jahren veröffentlichte Ocean mit „Channel Orange“ eine großartige Platte über das leere Leben in Kalifornien, über die Einsamkeit, die junge Menschen in der westlichen Welt ergreifen kann. Danach kündigte er regelmäßig ein neues Album an, ohne dass etwas passierte. Nun ist es da, als Viererschlag: „Blonde“ (das auch mal „Blond“ geschrieben wird) wird von einem Magazin begleitet, einem Film, der Ocean beim Bau einer Treppe zeigt, und einem zweiten Album, das den Film flankiert. Eine Überwältigungsstrategie, die in Kontrast steht zur Zerbrechlichkeit, um die es in den Songs geht. Da spürt ein Mann der Feinnervigkeit seines Gefühlslebens nach, singt über seine „Nikes“ – Ocean ist Turnschuhsammler – oder verflossene Liebhaber. Ein Künstler, der in den digitalen Netzwerken versinkt und sich gleichzeitig nach menschlicher Wärme sehnt. Doch etwas fehlt diesen Stücken, sie bleiben Skizzen, hingetupft. Vielleicht war das Multitasking zwischen Film, Magazin und Musik zu viel. Tiefe Gefühle zu haben reicht nicht. Man muss auch von ihnen erzählen können. rap

Nils Minkmar Zur Zeit

Rentrée

In diesen Wochen machen sich unsere westlichen Nachbarn Gedanken, die sich hierzulande niemand macht. Sie betreffen die fünfte französische Jahreszeit, die sogenannte Rentrée. In Deutschland ist das einfach der Schulbeginn, der in fast jedem Bundesland an einem anderen Tag stattfindet und landesweit als banales Datum gilt. In Frankreich ist es alljährlich ein liminaler Moment, wie der Ethnologe Victor Turner solche schicksalhaften Phasen des Übergangs nannte. Bald werden die Abendnachrichten Berichte zeigen, in denen entnervte Mütter vor Schulbedarfsregalen stehen und klagen, die Schulen hätten abermals zu spät mitgeteilt, dass die Kinder neue Hefte brauchen. Dass alles zu teuer sei. Es wird Interviews mit Schulleitern geben: Ist die Republik bereit für die Rentrée? Auch Länder haben so ihre Zwangsvorstellungen. Das französische Publikum fragt sich Ende August, ob die Schulen noch stehen und noch Kreide da ist. Die Franzosen fragen sich hingegen nicht, was Nicolas Sarkozy so macht.

Der Grund ist einfach: Sarkozy teilt es jedermann ungefragt mit, und das schon seit Jahrzehnten. Beliebter wird er dadurch nicht, denn er macht immer denselben Fehler: Der ehemalige Präsident beschwört das ewige, katholisch geprägte, ländliche Frankreich mit traditionellen Wertvorstellungen, dazu pflegt er eine autoritäre Rhetorik. Das ist legitim, aber jemand sollte ihm einmal schonend beibringen, dass er der denkbar schlechteste Vertreter solch einer Politik ist. Woody Allen kann ja auch nicht tönen wie Donald Trump. Sarkos vollständiger Nachname lautet Sarközy de Nagy-Bocsa – jene ländlichen Reaktionäre, deren Herz er gewinnen möchte, denken da bestenfalls an eine Witzfigur aus dem „Tim und Struppi“-Album „König Ottokars Zepter“. Sarkozys Vater ist ein Flüchtling aus Ungarn, der Großvater mütterlicherseits ein Jude aus Thessaloniki. Er selbst hat stets nur in Paris gelebt und gearbeitet, er hat vier Kinder von drei Frauen. Seine jetzige Ehefrau ist der Inbegriff all dessen, was die von ihm umworbene Zielgruppe verabscheut: Carla Bruni ist links, mondän, reich und auf Fotos manchmal nackt. Kaum jemand erträgt noch weitere Episoden von und mit Sarkozy, seine Umfragewerte sind schlecht – aber die Medien berichten immer weiter. Sie berichten allerdings auch allwöchentlich über den 1978 verstorbenen Chansonsänger Claude François, französische Medien sind treu.

Unterdessen hat auch der im Amt verschollene Präsident François Hollande an einem Buch mitgewirkt, das gerade unter dem Titel „Private Gespräche mit dem Präsidenten“ erschienen ist. Dort geht Hollande unter anderem der für Frankreichs Zukunft brennenden Frage nach, ob Sarkozy-treue Angestellte des Élysée-Palasts daran mitgewirkt haben, dass ein Paparazzo Bilder von ihm und seiner Geliebten, der Schauspielerin Julie Gayet, im Garten des Palastes machen konnte. Hollandes Antwort ist, dass er das vermute, aber nicht beweisen könne. Man versteht nun, warum sich die Franzosen lieber um die Anspitzer ihrer Kinder kümmern.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.